

restlosen Zufriedenheit ausgefallen sind. Man erkennt hier, daß Ausdauer ein Hauptfordernis dieses Berufes ist.

Weniger erfährt man aus dem Munde bewährter Fachleute noch manches Interessante. So ist die Synchronisierung eines fremdsprachigen Films so ziemlich das schwierigste Kapitel in der noch jungen Geschichte des Tonfilms. Um zu vermeiden, daß dem erwähnten Kinobesucher eine Unstimmigkeit zwischen der Mundbewegung des anderssprachigen Schauspielers und dem eben gehörten deutschen Wort auffällt, werden die Übersetzungen nach Möglichkeit mit ähnlich geformten Worten bestritten. Dabei aber auf die Zehnheitsstufe mit dem Ablauf von Geschehnissen und Dialog der Originalfassung Schritt zu halten, ist das Ergebnis mühseligster Arbeit, zahlloser Proben und Versuche.

Barcelona sagt die Operngastspiele ab.

Wegen der politischen Unruhen.
Bridgetelegramm des „Neuen Wiener Journals“.

Barcelona, 29. Oktober.

Infolge der politischen Unruhen ist die Abhaltung deutscher, französischer, italienischer Operngastspiele abgefragt worden. Georg Sebastian, der die deutsche Opernleitung innehatte und schon seit längerer Zeit in Barcelona war, kehrte wieder nach Berlin zurück. Die Künstler können keinerlei Späberensprüche stellen, weil eine Vertragsauflage besteht, die der Generalintendant das Recht einräumt, bei politischen Unruhen den Vertrag aufzuheben.

Wiener Forscher durchqueren Afrika.

Julia Wagner v. Jauregg und Ernst Zwilling rüsten zu einer gemeinsamen Saharaexpedition.

Zwei unergründete junge Menschen, die, jeder für sich, voll Abenteuerlust und Entbedungsfreude die Welt bereisen, haben sich in ihrer Heimatstadt Wien gefunden und zu gemeinsamer neuer Arbeit zusammengefaßt, die der Forschung dienen, vielleicht auch dem österreichischen Handel neue Gebiete erschließen soll. Julia Wagner v. Jauregg, die Tochter des weltberühmten Wiener Gelehrten, Nobelpreisträgers und Physikers Hofrat Professor Dr. Wagner v. Jauregg, bringt die Erfahrungen von vier Forschungsreisen durch die Wüste, Ernst Zwilling, der Sohn des Möblierer Väterdirektors Oberleutnant a. D. Karl Zwilling, weiß dagegen in den südafrikanischen Tropen Weltged. Er verbrachte als Großwildjäger drei Jahre in den Urwäldern Kameruns, von wo er erst im Juni dieses Jahres zurückkehrte.

Die neue Expedition soll Mitte Januar von El Golea, einer nordafrikanischen Ansehung, ihren Ausgang nehmen. Julia Wagner-Jauregg reiste schon vor vierzehn Tagen über Genoa-Alger nach dieser, am Rande der Sahara gelegenen Oase ab. Ernst Zwilling ist noch hier mit den Vorbereitungen zur Reise beschäftigt und folgt seiner Mitarbeiterin erst Ende Dezember über Marseille, Alger und Targu nach.

„Als El Golea geht es vor Schiff, Bahn und Autobus“, erzählt der junge Forscher, „dort wollen wir Automobile mieten, mit denen wir bis Tamuraceth durchzukommen hoffen. Hier beschäftigen wir für ein bis zwei Monate ein festes Lager aufzuhalten, um das Hogargebirge zu durchforschen. Fräulein Wagner-Jauregg wird vor allem volkswirtschaftliche Studien treiben. Die im Hogargebirge lebenden Tuaregs werden sie zunächst beschäftigen. Eine interessante Eigentümlichkeit dieses Stammes ist die Sitte, die den Männern vorzöhrst, Schüler zu tragen, während das Gesicht der Frauen unbedeckt bleibt. Ich selbst suche botanische und zoologische Beute. Sollte es uns gelingen, einen der fast ausgestorbenen Wildesel, die in dieser Gegend noch vereinzelt vorkommen, zu fangen oder zu erlegen, wäre dies für unsere Expedition ein großer wissenschaftlicher und materieller Erfolg.“

Von Tamuraceth geht unsere Reise nach dem Airgebirge in Zentralafrika. Als Beförderungsmittel kommen hier nur noch Kamele in Betracht. Wir schwanken noch, ob wir die Tiere mieten oder kaufen sollen. Ein Kamel kostet in österreichischer Währung etwa hundert Schilling, die Meiste belästigt zwei Schilling für den Tag. Auch im Airgebirge soll zu

Ber Streikt, wird entlassen!

Der Lohnkonflikt bei der deutschen Reichspost.

Berlin, 29. Oktober. (R.N.)

Von Arbeitnehmerseite wird mitgeteilt: Die Verhandlungen bei der Reichspost über ein neues Lohnabkommen sind endgültig gescheitert. Die Reichspost hat auf ihrer Forderung beharrt, ab 1. November die Arbeiterlöhne allgemein um 4% Prozent zu kürzen. Von der kommunistischen Gewerkschaftsopposition ist während der schwebenden Lohnverhandlungen, an denen sie nicht beteiligt ist, der Versuch unternommen worden, über einen Streik der Telegraphenarbeiter, der am 1. November beginnen soll, abstimmen zu lassen. Die Oberpostdirektion Berlin hat daraufhin verfügt, daß Arbeiter, die einem derartigen Streikbeschluß Folge leisten, striflos entlassen werden.

Dresden, 29. Oktober. (Wolff.)

Die Vereinigung der Verbände sächsischer Metallindustrieller hat das Lohnabkommen zum 30. November d. J. gefündigt. Sieben werden etwa achtzigtausend Metallarbeiter betroffen.

Berlin, 29. Oktober. (Wolff.)

Die Reichsbahn hat den Schiedspruch, den die Schlichterkammer in dem Lohnstreit zwischen Reichsbahnverwaltung und den am Reichsbahnlohnrat beteiligten Gewerkschaften gefälligst, abgelehnt.

Teil seines Personals entlassen werde. Das Knole-Haus gehört zu den historischen Sehenswürdigkeiten Englands. Es enthält 365 Räume, die den 365 Tagen des Jahres entsprechen. 52 Stiegen repräsentieren die Zahl der Wochen, während die sieben Wochentage in den das Bestium umgebenden sieben Gärten ihre Darstellung finden.

Berhaufte Einbrecherbande.

Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.

Nach mühevollen und langwierigen Erhebungen ist es der Wiener Polizei gelungen, einen verwegenen Dieb und seine Helfershelfer zu verhaften. Der 24jährige Karl Umdach aus Wien hat mit seiner Geliebten, der 19jährigen ehemaligen Koutoristin Marie Prusa, und drei Freunden in den letzten Monaten mehr als vierzig Einbrüche und Diebstähle begangen. Mit einem auf Raten gekauften Motorrad hat Umdach mit seinen Komplizen förmliche Raubzüge durch Niederösterreich, Salzburg, Kärnten und Steiermark unternommen. Als seine Helfershelfer wurden ein neunzehnjähriger Kellner, ein achtzehnjähriger Schuhmacherlehrling und ein neunzehnjähriger Drechlergehilfe ausgeführt und verhaftet. Karl Umdach und seine Geliebte Marie Prusa wurden dem Landesgericht eingeliefert. Die Erhebungen der Polizei werden noch fortgesetzt.

Gelbstmord eines Fabrikanten.

Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.

Gestern hat sich der 50jährige Schuhfabrikant und Hauseigentümer Norbert Sabarsky aus einem Fenster seiner Wohnung, Brigittenauerlande 46, auf die Straße gestürzt und blieb schwer verletzt liegen. Er hat Risikozuschwunden an der Stirne und Quetschungen des Beckens erlitten. Die Rettungsgesellschaft brachte ihn ins Sanatorium, wo er nachts seinen Verletzungen erlag.

Der Fabrikant hat die Tat wegen eines schweren Nervenleidens begangen. Er hat sich wegen Nervenzerrüttung schon vor einiger Zeit in der Heilanstalt in Inzersdorf befunden.

Professor Quincy Adams verläßt für längere Zeit Wien.

Amerikafahrt des Künstlers.

Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.

Der bekannte Wiener Porträtmaler Professor John Quincy Adams hat sich vor kurzem nach Amerika begeben. Wie wir erfahren, hat Professor Adams sein Atelier in der Terefeanungasse 11, das oft der Schaulust erhellender gesellschaftlicher Veranstaltungen gewesen ist, aufgegeben und seine Möbel in einem Magazin des gleichen Hauses deponiert. Wie uns jedoch von wohlinformierter Seite mitgeteilt wird, verläßt Wien den bedeutenden Künstler nicht für immer. Professor Adams hat die Absicht, im Frühjahr des nächsten Jahres, spätestens aber Ende 1932, nach Erledigung der vielen Aufträge, die seiner in Amerika barren, nach Wien zurückzukehren.

Wiens berühmter Frauenmaler.

Von

akademischem Maler Professor Alexander Demetrius Goltz, ehemalgem Präsidenten des Wiener Künstlerhauses.

Es ist nur zu begreiflich, daß Professor John Quincy Adams, der seine Stellung als Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste schon vor einiger Zeit zurückgelegt hat, sich nun auf längere Zeit nach Amerika begeben mußte. Ist er doch auf eine Klientel angewiesen, die man heute in Oesterreich leider nicht mehr findet. In früherer Zeit kamen häufig reiche Amerikaner nach Wien, um sich von Meister Adams porträtieren zu lassen. Nun hat sich seine amerikanische Klientel so vergrößert, daß es sich für Adams als unbedingt nötig erwies, daß seine Ateliers auf längere Zeit in der Neuen Welt aufzuschlagen.

Professor Adams, mit dem mich jahrelange, aufrichtige Freundschaft verbindet, ist nicht, wie oft behauptet wurde, Amerikaner. Er ist am Weihnachtsvorabend des Jahres 1874 in Wien geboren. Seine Eltern wanderten allerdings, als Adams noch ein Kind war, nach Amerika aus. Kaum herangewachsen, bezog er die Wiener Malerakademie, studierte dann an der Meisterschule des Professors Marx in München und vollendete sich beim belgischen Historienmaler Laurens und Professor Whistler in Paris. Er erwarb sich infolge seiner vielseitigen, gründlichen Studien ein profundes Wissen und verfiert über eine reizvolle Maltechnik, wozu auch noch der ihm angeborene Geschmack im Arrangement kommt. Eines seiner ersten Bilder, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, war das Porträt des berühmten Frauenarztes Professor Wertheim' im Operationsaal. Der Künstler bekam damals hierfür die Karl-Ludwig-Medaille verliehen. Als Dreißigjähriger erhielt er die goldene Staatsmedaille in Wien, 1906 wurde er mit der höchsten Auszeichnung, die die Malerkunst in Wien zu vergeben hat, beforzt.

Den Wienern ist besonders Adams' Bild „Dame in Gelb“ bekannt, das Frau Luise Eisner darstellend, seinerzeit bei der Volksabstimmung im Künstlerhaus den Volkpreis erhielt. Meister Adams' Kunst konnte ich einstmals im Kriegspresquartier bewundern, wo wir beide gleichzeitig als Kriegsmaler tätig waren. Adams malte damals binnen zwei Tagen eine ausgereichene Studie „Pferde an der Tränke“, die später sehr bekannt wurde.

Professor Adams porträtierte seit Jahren bis in die letzte Zeit fast jeden interessanten Kopf der Wiener Sautewelt; sein ausgezeichneter Ruf führte ihm hauptsächlich Damen der allerersten Kreise der Alten und der Neuen Welt als Klientel zu. In Amerika gilt Adams längst als einer der begehrtesten Porträtisten. Es bleibt nicht unerwähnt, daß er im Anschluß der Wiener Künstlergenossenschaft besonders unter der Präsidentschaft Meister Angelis überaus erpichtig wirkte und sich während seiner Amtszeit als erster Schriftführer große Verdienste um die österreichische Künstlerchaft erworben hat. Er war stets

Forschungszwecken mehrere Wochen Aufenthalt genommen werden. Als nächstes Ziel haben wir die Dörfer der Tibuneger auszuwählen. Fräulein Wagner-Jauregg wollte diesen Stamm schon während einer ihrer früheren Reisen aufsuchen, doch wurde ihr dies von der französischen Regierung mit der Begründung verboten, daß die Tibus sehr kriegerische und gefährliche Räuber wären. Ich hoffe aber, daß man unserer gemeinsamen Expedition das Betreten dieses Gebietes nun doch gestattet wird.

Dann geht es in östlicher Richtung nach Tibet und später an die Tschadsee, wo wir ergiebige Großwildjagd zu finden hoffen. Unter anderen Tiergattungen werden dort vor allem Nashörner und Büffel, dann Giraffen, Großantilopen und Löwen gejagt. Durch die Steppen und Savannen Kameruns führt unser Weg in die tropischen Urwälder Südafrikas. Dort gilt unser Aufenthalt dem Fang und der Jagd von Gorillas. Diese seltenen Affen sind von den europäischen Menagerien sehr geliebt. Ein zoologisches Institut in Deutschland, das sich mit dem Handel seltener Tiere beschäftigt, nennt als Marktpreis für Gorillas dreitausend Schilling für ein Skelett und dreißigtausend Schilling für ein lebendes junges Tier.

Zuletzt besuchen wir die einzigen, noch als Kannibalen lebenden Neger, die im Atlantagebirge, einem Hochland im Westen Kameruns, haufen.

In Duala, dem Hafen Kameruns, werden wir uns nach etwa fünfzehn Monate langer Dauer unserer Expedition nach Marseille einschiffen. Die Seereise geht entlang der Westküste des ganzen afrikanischen Kontinents.“

Julia Wagner v. Jauregg und Ernst Zwilling haben schon von ihren früheren Reisen wertvolles wissenschaftliches Material mit nach Hause gebracht. Das volkswirtschaftliche Museum veranstaltet eben jetzt eine Sonderausstellung der Sammlungen Ernst Zwillings, die er von seiner letzten Expedition nach Oesterreich mitbrachte. Zahllose seltene Jagdtrophäen des jungen Forscher stehen dem Naturhistorischen Museum zu Studienzwecken zur Verfügung. Fräulein Wagner-Jauregg und Herr Zwilling rüsten ihre neue Expedition unter großen persönlichen Opfern ohne Jubiläumsgabe irgendwelcher öffentlicher Mittel aus. Die Heimat wird den beiden jungen Leuten dafür Dank wissen müssen, daß sie in dieser Zeit schwerer wirtschaftlicher Not österreichische Kultur und österreichischer Forschergeist in die weite Welt tragen.

Ein Student schießt einen Gärtner nieder.

Unausgeklärte Mordtat bei Klosterneuburg.

Bridgetelegramm des „Neuen Wiener Journals“.

Klosterneuburg, 29. Oktober.

Eine furchtbare Mordtat ist gestern abends zwischen 7 und 8 Uhr in Weidling verübt worden. Ihr Hergang ist noch nicht aufgeklärt, da der Worfalle keine Zeugen hatte und bisher nur die Aussagen des Täters, eines jungen Studenten, vorliegen.

Zwischen 7 und 8 Uhr abends entstand gestern zwischen dem in Weidling, Steimwangsasse 6 wohnhaften Hochschüler Viktor Herant jun. und dem in Weidling, Feldergasse 37 wohnhaften Gärtner Leopold Praxjace im Fuz des Hauses Weidling, Hauptstraße 41 ein Streit. Möglich ertönte ein Schuß und Praxjace sank zu Tode getroffen zu Boden. Der Schuß war aus einem Flaubertgewehr, das Herant bei sich trug, abgegeben worden. Man bemühte sich um Praxjace, dem das Projektil oberhalb des Magens in den Leib gedrungen war, doch war jede Hilfe vergeblich. Der Tod war bei ihm bereits eingetreten.

Herant wurde entwaffnet und verhaftet. Er gab zu, den Gärtner erschossen zu haben, behauptet aber, daß er den Schuß

nicht absichtlich abgefeuert habe, sondern daß sich die Waffe, als er während des Wortwechsels gestraucht sei, von selbst entladen und den Praxjace so unglücklich getroffen habe. Ueber die Ursache des Streites, der der Tat vorhergegangen ist, verweigerte der Student jede Auskunft. Er wurde dem Bezirksgericht Klosterneuburg eingeliefert.

Lords, die ihre Stammschlösser verkaufen.

Die Verarmung in der englischen Aristokratie.

London, 29. Oktober. (R.N.)

Wie die Blätter berichten, ist der Besitzer des historischen Chesterfield-Hauses in London Lord Harwood, der Gemahl der Prinzessin Mary, durch die Weltwirtschaftliche gemungen, dieses sowie sein Stammschloß in Yorkshire zu veräußern. Auch Lord Durham beschließt, den Stammsitz seiner Familie Lambton-Castle aufzugeben. Der Tod hat bekanntlich schon vor einiger Zeit verurteilt, das aus dem Besitz seiner Eltern stammende berühmte Gemälde „The Red Boy“ von Lawrence zu veräußern, doch blieb das Bild unverkauflich.

Ein drittes Mitglied der englischen Hocharistokratie, Lord Sackville, der Eigentümer des Knole-Hauses, kündigt an, daß er sich zu großen Einschränkungen gemungen sehe und einen

überaus kollegial und hilfsbereit und während seiner Beurlaubung an der Wiener Akademie als einer der liebenswürdigsten Professoren bekannt. Alle Auszeichnungen, die die Genossenschaft der bildenden Künstler zu vergeben hat, wurden Professor Adams während seines hiesigen Wirkens zuteil. Als Freund des großen Porträtmalers weiß ich, daß Adams an Wien hängt und seine Geburtsstadt über alles liebt. Es ist sicher, daß er, bis die vielen Aufträge, die ihn in Amerika erwarten, erledigt sind, wieder in die Stadt zurückkehren wird, in deren Mauern ihm so viel Erfolg beschieden war.

Meine Erinnerungen an Artur Schnitzler.

Von Dr. Rudolph Lothar.

Berlin, Ende Oktober.

Fünfzig Jahre treuer und inniger Freundschaft haben mich mit Artur Schnitzler verbunden. Als wir uns kennenlernten, waren wir beide im Gymnasium. Julius Schnitzler war mein Klassenkollege, Artur war zwei Klassen vor uns. Zusammen machten wir den ersten Zug in die Welt: nach Berlin. Im Hause des Professors Schnitzler gab es ein großes Arbeitszimmer, als hätte es eine Weltreise gegolten. Artur und ich sollten am nächsten Tage fahren, aber irgendein Umstand hielt mich in Wien zurück und ich fuhr erst zwei Tage später. Arturs Mama rief mich noch vor meiner Abreise an und fragte, ob ich eine Schokoladentorte, eine echte Sacher-Torte, nach Berlin mitnehmen wolle, als süßen Abschiedsgruß der Heimat. Natürlich war ich mit Freunden dazu bereit und der Diener des Professors brachte mir denn am Morgen meiner Abreise eine große Tortenschachtel. Ich legte sie sorgfältig neben mich ins Coupé, und als an der Grenze der Zollbeamte nach dem Inhalt der Schachtel fragte, sagte ich wahrheitsgemäß: „Eine Schokoladentorte.“ Aber der Beamte war neugierig und machte die Schachtel auf. Und siehe da, die Torte war ganz klein und ringsherum lagen Arturs Lieblingszigaretten: Virginia. Ich weiß gar nicht mehr, wieviel Zoll ich zahlen mußte. Nie ist eine Sacher-Torte teurer bezahlt worden. Am Anhalter Bahnhof empfing mich Artur und lachte sich krank über mein Abenteuer. Er hatte schon ein Zimmer gefunden in der Doroteenstrasse 50, mit scheußlichen, blauen Plüschmöbeln. Am Abend gingen wir ins Deutsche Theater zum „Faust“, Sommerdorff spielte den Faust und Theresina Geßner die Margarete, und dann sahen wir auf Arturs Bude zum Abendbrot. Die Torte aus Wien verschwand dabei bis auf den letzten Rest. Wir hatten furchtbares Getöse. „Schon nach zwei Tagen“, sagte Artur, „das kann gut werden.“ Aber es wurde doch nicht so schlimm, wie wir gedacht hatten. Damals legte Artur in Berlin den Grundstein zu mancher guten Freundschaft, die ihn bis an sein Lebensende geleitet hat. Im Herbst trafen wir uns wieder in Wien. Jahre hindurch sahen wir uns dann jeden Tag. Zuerst in seinem schmalen Zimmerchen im Allgemeinen Krankenhaus und dann in seiner „Privatwohnung“. Im Hause seiner Eltern, Ede Verdurung und Eisenbachgasse, hatte er zwei Zimmer als Privatwohnung. Dort debattierten wir jeden Nachmittag von drei bis fünf während seiner Ordinationsstunden. Es hat uns niemals ein Patient gestört. Ueber der Tür seines Arbeitszimmers hing ein Pappbild, den Kopf einer Nonne darstellend. In dieses Mädchen verliebte ich mich. Während der ganzen Zeit, die ich bei Artur verbrachte, ließ ich keinen Blick von ihr. Bis mir eines Tages Artur sagte: „Ich weiß ja, daß du in meine Nonne verliebt bist. Du sollst leben, daß ich ein guter Freund bin. Ich vermach' dir die Nonne. Nach meinem Tode sollst du sie kriegen.“

„Das sagst du so“, erwiderte ich skeptisch. Darauf ging Artur, ohne ein Wort zu sagen, an seinen Schreibtisch, setzte ein Schriftstück auf und vererte mir in aller Form das kleine Bild. „Nach meinem Tode“, fügte er hinzu, „wird man dieses Schriftstück in meinem Schreibtisch finden und du kannst dich dann weiter an deiner Nonne erfreuen.“ Und nun geschah etwas Seltsames. Von Tag zu Tag schien die Nonne blässer zu werden. Erblich glaubte ich an eine Sinesthésie, aber dann war das Verfallenen so augenscheinlich, daß es auch Artur auffiel. Wochen und Monate vergingen, und eines Tages war die Nonne verschwunden. Im Rahmen hinter dem Glase steckte ein weißes Blatt Papier. Offenbar hatte der Maler die Farben nicht genügend fixiert. Aber dies Verschwinden der Nonne regte die Myhst in Artur an, denn Zeit seines Lebens hatte er einen Hang zu allem Geheimnisvollen, Unerforschlichen und Rätselhaften. Darum hat er sich immer mit Tod und Sterben beschäftigt. Die Rätsel des Jenseits liegen ihn nicht los.

Damals, Ende der achtziger Jahre, begann Artur zu schreiben. Meistens Gedichte. Und dann einmal einen Einakter in Versen: „Alkandis Lieb.“ Er las mir und unserem gemeinsamen Freunde Dr. Fritz Kapper das Stückchen vor und fand ein begeistertes Publikum. Wir beide, nämlich Kapper und ich, beschlossen, daß das Stück im Burgtheater aufgeführt werden müsse. Artur lachte uns aus. Aber ich ließ nicht locker. Adolf v. Sonnenthal war nicht nur mein Vetter, sondern auch mein Freund, und ich erbot mich, ihm „Alkandis Lieb“ zu bringen. Sonnenthal, der erste und gelehrteste Schauspieler des Burgtheaters, hatte sicher die Macht, die Aufführung des Stückes durchzusetzen. Am nächsten Tag fuhr ich ins Cottage zu Sonnenthal, der sehr überaus war, daß der Sohn seines langjährigen Freundes Professor Schnitzler sich im Dichten versuche. Er versprach mir, das Stück sofort zu lesen, und er hielt Wort. Schon am nächsten Tage hatte Artur den Befehl. Sonnenthal war der liebenswürdigste Mensch unter der Sonne. Der Befehl war ein Korb, aber voll der hübschesten Blumen. Artur aber sah nicht die Blumen, sondern nur den Korb, und hielt mir Sonnenthals Brief triumphierend unter die Nase. „Ich lese schon“, sagte er, „ich werde Artur bleiben müssen.“ Er war sicher ein sehr guter Arzt, aber ohne die geringste Leidenschaft für seinen Beruf. Einige Zeit später las mir Artur eine Novelle vor. Ich weiß nicht mehr, wie sie hieß. Sie spielt auch in meinen gemanneten Werken. „Weißt du“, sagte ich ihm, „ich habe eine Idee: Ich schreibe schon seit einiger Zeit für die Wodenschrift „Der blaue Donau“ und ihr Herausgeber Dr. Paul Goldmann ist

ein verständiger und netter Mensch. Dem werde ich meine Novelle bringen.“ Artur sagte nichts darauf als: „Alkandis Lieb Nummer zwei.“ Diesmal hatte ich aber mehr Glück. Goldmann gefiel die Novelle ausgezeichnet, er nahm sie an und brachte sie sehr bald. Das war Artur Schnitzlers erster Schritt in die Literatur. Nun mußte ich die Situation aus. Ich drängte Artur zum Schreiben und immer wieder zum Schreiben. Ich drängte ihn so sehr, daß mir der Professor eines Tages halb im Scherz, halb ernstlich sagte: „Sie stoßen meinen Lohn in die Literatur. Glauben Sie denn wirklich, daß er Talent zum Dichter hat?“ Und als ich das mit Leidenschaft bejahte, wiegte der Professor seinen Kopf und sagte: „Na, wir werden ja sehen.“

Artur ließ sich drängen. Er schwante aber immer noch zwischen den beiden Berufen: zwischen Medizin und Literatur. Damals nannte er mich seinen Kornaal. So heißt nämlich der Mann, der auf dem Elefanten sitzt und ihn mit einem spitzen Stabe zum Weitergehen antreibt. Es ergibt sich ein Bild aus jener Zeit, das ich selbst von Artur und Fritz Kapper aufgenommen habe mit der Widmung Arturs: „Meinem lieben Kornaal“. Und eines Tages sagte er mir, fast schon entschlossen, sich mit Haut und Haar der Dichterei zu verschreiben: „Was hast denn du davon, wenn ich Dichter werde? Und vor allem: übernimmtst du die Verantwortung?“ — „Ja“, sagte ich sehr energisch, „die übernehme ich.“ Ich habe Artur nie lauter lachen gehört als bei dieser Besprechung, die ihn als Gipfel der Reifezeit erschien. Aber die ersten Erfolge ließen nicht auf sich warten. Ueber Nacht wurde Artur Schnitzler berühmt. Das Glück schien ihn zu fragen. Als unsere Wege sich trennten und ich nach Berlin überfahelte, da stand er auf der Höhe seines Ruhmes, war geliebt, gefeiert, von einer großen Gemeinde vergöttert.

Ich sah ihn zuletzt, vor einem Jahre, in St. Moritz. Er war alt, müde und grau geworden, viel Unglück und häusliches Ungemach hat ihn gestreift. Aber wenn er lachte — und dieser Melancholiker konnte lachen und lustig sein —, dann sah ich wieder den blonden, frischen Jungen vor mir, mit dem ich vor einem halben Jahrhundert in die Welt gefahren bin. Wir beide sind alt geworden, aber unsere Freundschaft ist immer jung geblieben.

Bierre Lavals märchenhafter Aufstieg.

Kindheit und Werdegang des französischen Premiers.

Von

Der berühmteste Bürgermeister, den Auvergnier je hatte, ist Pierre Laval, der Mann, auf den jetzt die Blicke der ganzen Welt erwartungsvoll gerichtet sind. Seine wunderbare Karriere, die an die amerikanischen Groteske erinnert: „Tom Pistolet zum Präsidenten“, bildet mehr denn je das Tagesgespräch in der betrieblichen Industriestadt im Departement Seine nördlich von Paris.

Der erste Wagon, den der junge Laval lenkte, erzählt man sich dort, war ein einspänniger Omnibus, den er täglich von der Eisenbahnstation zur Verberge seines Vaters zu führen hatte. Das heißt, der kluge Gaul fand den Weg schon ganz von selbst, so daß der Knabe unbesorgt die Zügel auf das Spritzenbrett legen konnte, während er lateinische und griechische Vokabeln büffelte. Eines Tages hatte er als einzigen Passagier einen Priester, der an dem lernessigen, aufgeweckten Jungen Gefallen fand und ihm die Möglichkeit zu seiner weiteren Ausbildung gab. Nach beendeter Mittelschulbildung schlug Laval sich als Hauslehrer durch, studierte aber nebstbei Jura, bis er schließlich zur Advokatur zugelassen wurde. Mit der ihm eigenen Arbeitswut und Zähigkeit erklomm er nun Stufen für Stufen die steile Leiter bis zum höchsten Gipfel der Macht. Die erste Station auf diesem Wege war seine Ernennung zum Bürgermeister von Auvergnier, welches Amt er noch heute innehat. Einunddreißigjährig zog er im Jahre 1914 als sozialistischer Abgeordneter in die Deputiertenkammer ein, welcher Umstand ihn auch der Pflicht entzog, Kriegsdienste zu leisten.

Bei den nächsten Wahlen erlitt Laval eine Niederlage. Doch er ließ die Zeit nicht ungenutzt verstreichen. Er verstand es, sich einen bedeutenden politischen Einfluß in einigen Provinzblättern zu sichern und seine Stimme vernnehmlich zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1924 gewann er dann seinen Sitz in der Kammer wieder zurück. Von da an ging es nun im Sturm- und Schicksal vorwärts. Ein Jahr später finden wir ihn schon als Woffschachtsminister im Kabinete Painlevés und nicht lange darauf als Siegelbewahrer in der Regierung Briand's. 1927 vertraufte er die Deputiertenwürde mit der eines Senators und 1929 übernimmt er die Leitung des Arbeitsministeriums im Kabinete Lardoux. In dieser Eigenschaft ist er die schwierige Aufgabe, das neue Sozialversicherungsgezet von der reinen Theorie in die Praxis überzuführen. Und mit siebenundvierzig Jahren endlich ist dieser französische Staatsmann aus der Auvergne — ein Gebiet, das schon viele Männer von großer Tatkraft, Umficht und Wirtschaftlichkeit hervorgebracht hat — Frankreichs Premier.

Wenn man diesem unterlehten, stämmigen Mann mit den dichten, borstigen Haaren Auge in Auge gegenübersteht, spürt man wie ein Fludum, das von dieser kraftvollen Persönlichkeit ausströmt, den zum Zerreißen gespannten Willen nach äußerster Leistung und weltumspannendem Erfolg. Er hat eine jener merkwürdigen Psychognomien, denen gerade die Häflichkeit einen Schimmer von Größe verleiht, wie dies auch bei dem berühmten Schriftsteller Balzac der Fall war, dem er übrigens ähnelt. Eine Eigentümlichkeit, die seiner Kleidung eine ganz besondere Note gibt, ist die altäckerliche, breite, weiße Kravatte aus wachbarem Material, wie man sie noch Anno dazumal in der seligen Badenfeldzeit getragen hat. Aus Gründen der Sparsamkeit dürfte Laval in den langen Kampftagen der Jugend dieses Modell bevorzugt haben, an dem er auch heute noch in äßer Treue festhält. Ist diese Kravatte für den Chef der Regierung vielleicht eine Art Fetisch, ein glückbringender Talisman, oder hat er einmal ein Gelübde geleistet, daß er es tragen, sich über das strenge Diktat der Mode läßt hinwegzusetzen? Zu diesem Keinen Geheimnis besitzt nur er allein den

Schlüssel. Wie dem auch sei, der unermüdlichen weißen Kravatte des Regierungshauptes kommt heute schon legendarische Bedeutung zu.

Pierre Lavals jugendlicher Radikalismus hat, wie das einmal schon so ist, in der Schule des Lebens viel von seiner früheren Schärfe eingebüßt und jetzt schwimmt der Premier ganz im politischen Fahrwasser Briand's. Er hat eine wohlhabende Frau geheiratet und erfreut sich eines ansehnlichen Vermögens. Außer einigen Zeitungen in der Auvergne nennt er auch einen ausgebreiteten Grundbesitz sein Eigen. Mit Leib und Seele ist er Landwirt und Viehhändler. Auf seinem Gute La Corbière in der Normandie ist er daher ganz in seinem Element. Von einem neugierigen Reporter befragt, was er denn dort den ganzen Tag treibe, erwiderte er: „Ich komme von der Scholle und lehre immer wieder gern zur Scholle zurück. Ich habe weder einen Pächter, noch einen Kompanion, sondern verwalte meinen Besitz selbst und kümmere mich persönlich um jedes einzelne Detail. Diese Tätigkeit, die so grundverschieden von meiner gewohnten Beschäftigung ist, regt mich an und gibt mir die nötige Entspannung. Oft telefoniere ich meinen Arbeitern aus Paris, um mich zu erkundigen, ob der Buchweizen schon geschnitten ist oder ob der Hafer gut gedeiht.“ Als dann die Rede auf die Intelligenz der Tiere kam, meinte der Premier: „Kein Tier ist so intelligent wie der Hund; er vermag die Gedanken des Menschen zu erraten. Nach ihm kommt das Pferd; es versteht alles, was man es fragt.“ Auf den Einwurf des Interviewers, ob der Premier denn alle Tiere für intelligent halte, sagte er lachend: „O nein, nehmen Sie gleich die Kuh. Ich habe Kühe sehr gern, aber es gibt nichts Stupideres als dieses Tier!“

Diese trotz gezimmerte Stütze hat den Chef der Regierung Frankreichs sowohl in seiner Eigenschaft als Politiker wie auch als Privatmann gezeigt. Wir haben gesehen, mit welchem ganz ungewöhnlichen Geschick er es verstanden hat, sein Lebensschiff über gefährliche Klippen hinwegzuführen. Hoffen wir daher, daß er es auch verstehen wird, mit ebenso geschickter wie starker Hand in die Wirnisse der Welt einzugreifen und zu ihrer Lösung beizutragen.

Neue Cheronome.

Karin Michaels schildert die Befreiung einer Frau, Franz Karl Ginzley eine offizelle Ehe.

Nach „Sex und Mädchen“, diesem Roman einer etwas altertümlich dienenden Liebe, wendet sich Karin Michaels, die bekannte dänische Dichterin, nun wieder einem Thema anzerer Tage zu: der Befreiung einer Frau. In ihrem neuesten Buch „Eine Frau macht sich frei“, das der Berliner Verlag Gustav Kiepenhauer eben herausgibt, läßt sie eine junge Frau die Fesseln einer unwürdigen Ehe aufbrechen und den Weg der Selbstbestimmung finden, der, da er frei gewählt ist, glücklicher macht als die Eritzen, die nur auf materieller Verjüngung aufgebaut war. Gumbild ist die Gattin des Stationsvorstandes einer kleinen dänischen Stadt. Und sie hat etwas ausgelesen, ihren Gatten betrogen, wenn die Details ihres Festtritts, der schon in der Vergangenheit liegt, auch im Dunkel bleiben. Das Buch legt — und das ist das Originelle der Diktion — bei der Vergeltung ein. Der Mann, der seine Frau mit Wormürfen fast zu Tode quält, meint es nun nicht einmal so böse. Er ist bloß ein fleischer Duerkant, der ein gutes Herz, wahre Liebe zu seiner Frau und die Bein des betrogenen Gatten hinter depackierter Selbstironie verbirgt, in pädagogischen und geschäftiger Tränen ersäuft. Er versteht sich nicht auf die Seele seiner Frau, der gute Die, der nicht zuläßt, daß die fischen Wunden sich schließen, sondern sie blutentstimm immer wieder aufweist und, während er sich bloß selbst zu quälen vermeint, seine Frau quält. Im ersten Impuls hat er ihr die Tür geöffnet, als er von ihrem Verrat erfuhr. Sie blieb aber, da sie nicht wollte, wohin sie gehen sollte. Und das muß er nun aus, beispiel sie bis in die geheimsten Gedanken hinein, ist der Kerkermeister ihrer wunden Seele. Wie er sie in ihrem Zimmer einsperrt, damit sie nicht telefonieren, keinen Kontakt mit der Außenwelt und „Ibver Galans“ haben könne, so sperrt er auch ihre Seele in den Kerker der Furcht vor seinen Wormürfen, seinen Beschimpfungen, seinen immer wiederholten Anspielungen auf ihr Verbrechen.

Sie will sich töten. Dann aber, als der Mann, mit dem sie ihren Gatten betrogen hat, sich als Tierarzt in der gleichen Stadt niederlassen will, in der sie leben, und als Die ihr vorwirft, sie habe ihre Hand dabei im Spiele, beschließt sie, den anderen, den Tierarzt, aus dem Wege zu räumen. Es kommt nicht dazu. Der Mann fällt vorher schon einem Strahlengummi zum Opfer. Aber der Mord in Gedanken erfüllt Gumbild. Plötzlich kann sie ihren Gatten mutig ins Auge sehen, seine Wormwürfe und Grausamkeiten ignorieren, den Koffer packen und ihn, der sich dagegen aufsetzt, verlassen. Sie ist frei. Sie weiß nicht, wohin ihr Weg sie führen wird, aber sie macht tapfer und froh den ersten Schritt auf diesem Wege. Gumbild bringt sich dann als Klavierpielerin fort. Vielleicht wird sie sogar Schriftstellerin werden wie ihre Schwester. Ihr erstes Buch liegt fertig in der Schreibschleife, da der Roman klickt. Wichtiger aber ist, daß Gumbild nun glücklich ist, daß sie den Anlagern ihrer altmodischen Eltern ihren selbstbestimmten Willen entgegen setzen kann wie eine Pflicht und daß sie nicht im entsetzten daran denkt, zu Die zurückzukehren.

Auch eine Ehegeschichte, wenn auch in offizellen Gewände, bietet Franz Karl Ginzley in seinem neuen Roman „Gepensier auf Girsberg“, der im Leipziger L. Steadmann-Verlag erscheint. Ein Major a. D., Schlossherwalter, Witwer nach einer geliebten Frau, deren Wesen im Schlosse noch fortlebt, rettet ein Mädchen vor dem Ertrinkungsstode. Er zieht die Unbekannte aus dem Fluß und pflegt sie, die in fonderbarer Verführung nichts von sich weiß und mittelst, mit Unterfängung einer alten Dienerin. Ein Arzt verhindert, daß man die Fremde durch ein unartes polizeiliches Verhör aus ihrem Dämmerzustand reisse, der wohl die Wirkung eines physischen Choks ist. Und so lebt Stella, die eine junge Komtesse ist, im Zimmer der verstorbenen Frau Major, in deren Dünkelkreis, in deren Kleidern, zwischen deren Büchern und Viehhäberlein langsam in die Rolle dieser verstorbenen Frau hinein. Der Major verliebt sich in seinen schönen, schwierigen Gast. Es ist eine seltsame Mischung zwischen der Liebe zu der Toten, die noch immer lebt, und neu erwachter Leidenschaft zu einer Lebendigen, die aber so gut wie tot ist. Eine seltsame Ehe, die der Major mit